**(62) Texte 6: Olga Keller: Brief an P. Walter Jacob – Anna Maria Jokl: *Die Perlmutterfarbe***

Der Flucht aus den Sudetengebieten bzw. aus dem tschechischen Reststaat[[1]](#footnote-1) folgt ein nahezu explosionsartiges Anwachsen der Korrespondenz zwischen Freunden und Bekannten.[[2]](#footnote-2) Für einen Moment dominiert ein übergreifendes Gefühl von Gemeinsamkeit. Alle waren mit den annähernd gleichen Gefahren konfrontiert gewesen und mit nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten; trotzdem wurde man gerettet. Jetzt befindet man sich in Sicherheit – allerdings in einem fremden Land, zumeist völlig mittellos und ohne Aussicht auf eine angemessene berufliche Beschäftigung, oft auch ohne Kenntnis der Landessprache, glücklich, den Verfolgern entkommen zu sein. – Die brieflichen Dokumente aus dieser Phase des Exils sind ein Spiegel der Zeitsituation. Man ist „dem Tod von der Schippe gesprungen“ und hat durch dieses Überleben dem Nationalsozialismus „Widerstand“ geleistet.[[3]](#footnote-3) Für einen Moment ist man Teil einer Gemeinschaft von Überlebenden. Etwas später ist diese Nähe wieder geschwunden, die Korrespondenz erlischt.

 Ein exemplarisches Beispiel für diesen Sachverhalt ist der Briefwechsel zwischen P. Walter Jacob und Olga Keller. Die Briefpartner haben sich in Teplitz-Schönau, also im Sudetengebiet, kennengelernt. Beide befinden sich 1941 in Südamerika: Olga Keller mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Bolivien, Jacob in Buenos Aires. Er ist hier Direktor eines Exiltheaters, der „Freien Deutschen Bühne“.

Jacobs Weg ins südamerikanische Exil ist das Ergebnis von Zufällen, Glück, aber auch einer klaren Abschätzung der Gefahr. Er wurde ausgebildet an der Staatsoper Unter den Linden in Berlin, war Oberspielleiter der Oper zuerst in Koblenz, dann in Lübeck, Wuppertal und Essen. Ende März 1933 wurde er – mit Bezug auf die „zur Zeit vorhandene Stimmung weiter Volkskreise“ – hier von seinen Funktionen als Regisseur für Oper und Operette entbunden. Über die Zwischenstationen Paris und Luxemburg gelangte er nach Teplitz-Schönau, wo er von 1936 bis 1938 als Spielleiter und Darsteller am Stadttheater beschäftigt war. 1938 emigrierte er zusammen mit seiner späteren Frau, Lieselott Reger, einer deutschsprachigen Argentinierin, nach Südamerika. Er hatte sich frühzeitig um die Weiteremigration bemüht und Ende August 1938 ein Visum für Paraguay und drei Tage später auch für Argentinien erhalten. – Das Ehepaar Keller gehörte dem gehobenen Teplitzer deutsch-jüdischen Bürgertum an. Es war Teil des Establishments der Stadt.[[4]](#footnote-4) Man verkehrte gesellschaftlich mit den leitenden Persönlichkeiten des Städtischen Theaters und traf sich regelmäßig. Zu diesem Kreis gehörten auch die Ehepaare Neubauer und Knöpfmacher: Dr. Neubauer war nebenberuflich der Theaterarzt, Dr. Knöpfmacher der Justitiar des Stadttheaters.[[5]](#footnote-5) Olga Keller und ihr Mann hatten Teplitz zwar frühzeitig verlassen, waren dann aber mit allen Schwierigkeiten der Ausreise konfrontiert worden. Weil sie keine Visa erhielten, waren sie sogar gezwungen gewesen, ihre Tochter mit einem Kindertransport nach England vorauszuschicken. Ende 1939 trafen sie schließlich in Bolivien[[6]](#footnote-6) ein, ihre Tochter sogar erst nach Kriegsausbruch. Im Februar 1941 hatte Jacob im *Argentinischen Tageblatt* zufällig den Beitrag einer Frau namens Olga Keller entdeckt, sich sogleich an die gleichnamige Bekannte in Teplitz erinnert, bei dem zuständigen Redakteur ihren Wohnsitz – La Paz – erfragt und sich in einem ausführlichen, persönlich gehaltenen Brief an die Verfasserin des Artikels mit der Frage gewandt, „ob sie die ihm bekannte Olga Keller sei“. – Am 12. Februar 1941 erhält er eine Antwort:

„Lieber Herr Walter Jacob,

Ihr Brief war mir eine wirklich ganz große Freude. Ich weiß natürlich schon längst, dass Sie der Leiter des Deutschen Theaters sind – ich verfolge Ihre Arbeit im *Arg[entinischen] Tagebl[att]* – und ich ersah daraus auch, dass Sie Frau Lotte Reger geheiratet haben. (Bitte grüßen Sie sie herzlich, jede ihrer Rollen ist mir von Teplitz her noch in Erinnerung). Aber in dem allgemeinen Pessimismus, der jeden manchmal überkommt, habe ich nicht[s] unternommen, die Verbindung zu Ihnen wieder aufzunehmen. Daher die große Freude, dass es noch so etwas wie menschliches Interesse gibt. Ich habe dasselbe übrigens vor nicht allzu langer Zeit schon einmal erfahren: erinnern Sie sich noch an Arne Laurin, den Chefredakteur der *Prager Presse*? Eines schönen Tages liegt ein Brief von ihm, der im tschechoslowakischen Generalkonsulat in New York arbeitet, hier postlagernd für mich – durch Zufall kam er in meine Hände. Irgend jemand hatte diesem Freunde erzählt, dass ich in Bolivien bin, und er hat es ohne Adresse versucht mich zu finden. Seither stehen wir in regem Briefwechsel, der wirklich zeitweise sehr interessant ist. [...]“

Es folgt eine Schilderung, wie sich für Olga Keller die Flucht aus Teplitz vollzog. Dabei wird ausführlich auf die Atmosphäre eingegangen, die bereits in der Phase unmittelbar vor der Annexion in der Stadt herrschte:

„Ich nehme an, dass Sie nicht wissen, wie sich unser Kreis, oder doch die Reste davon, auflöste. Also: Am Abend des 14. September [19]38 saßen wir wie gewöhnlich bei Dr. Neubauers beisammen, Hurrle,[[7]](#footnote-7) Dr. Knöpfmacher – seine Frau war mit dem Kleinen schon bei früheren Unruhen nach Prag geflüchtet – und noch ein Ehepaar, das aber sonst nicht zu unserem Kreis gehörte. In der Straße war die übliche Aufregung, seit Tagen war Gebrüll und ‚Kundgebung‘. Einmal hatte Dr. Riethof uns an einem Abend mit dem Wagen nach Hause gefahren, da wurde das Auto vor dem Theater von der Menge umringt – keinen Schritt konnten wir vorwärts oder zurück, die Leute drohten mit den Fäusten und riefen ‚nach Palästina mit Euch, verrecken sollt Ihr‘. Ich bin eine gute Hasserin geworden seit damals, aber an jenem Abend konnte ich nur immer völlig ohne Hass in die verzerrten Gesichter sehen. Das waren ja Kinder, alle kaum 17 Jahre alt. – An dem Abend bei Neubauers gingen wir immer einmal auf den Balkon hinaus, um zu beraten, wie wir wohl nach Hause kommen könnten. Sie werden vielleicht sagen, warum wir an solchen Abenden nicht überhaupt zu Hause geblieben waren, unsere Männer fanden es feige zu fliehen – bis zu diesem Abend. Erlassen Sie es mir, unsere Stimmung zu schildern. Das Radio war fast die einzige Stimme im Zimmer. Plötzlich läutete das Telephon und Hurrle wurde gerufen.[[8]](#footnote-8) Was er damals erfuhr, weiß ich nicht, er kam jedenfalls leichenblass ins Zimmer zurück und sagte: ‚Ihr müsst augenblicklich nach Prag. Neubauers fahre ich, Ihr anderen sehet zu, dass Ihr einen Wagen bekommt.‘ Es war aus ihm nicht mehr heraus zu bekommen, und da seine kaum verhüllte Aufregung uns wirkliche Gefahr erkennen ließ, eilten wir jeder, seine Sachen zu packen. Es war 11 Uhr nachts. Soll ich Ihnen schildern, wie wir daheim einen Koffer packten mit dem aus dem Schlaf geweckten Mädchen, so ein bisschen Wäsche und ein paar Kleider? Das Kind ließen wir schlafen, bis Dr. Knöpfmacher mit einem Auto uns holen kam. Da war es ein Uhr nachts. Koffer, Kind und Hund unter dem Arm hinunter. Zwei tschechische Polizisten standen am Haustor mit aufgepflanztem Gewehr: ‚Wohin wollen Sie jetzt in der Nacht?‘ ‚Nach Prag, wir sind Juden.‘ ‚Aber gehen Sie doch schlafen, es wird nichts passieren, wir schützen Sie schon‘, sagten diese Braven, und wir schüttelten ihnen tief ergriffen die Hände. Sie hatten übrigens ihre Kinder und Frauen auch nach Prag gebracht – vorsichtshalber! Diese Fahrt durch die Nacht – es war neblig, keiner sprach ein Wort, hie und da tauchte der Schatten eines Tankes [eines Panzers] auf – es war gespenstig. Aber lieber Jacob, niemand von uns hatte damals das Gefühl der Unwiderruflichkeit. Dann kam eine kleine Groteske: In Prag war kein Zimmer zu bekommen, wörtlich zu nehmen, und das Bürgertum der Sudetenstädte, soweit es jüdisch war, saß in dieser Nacht auf den Stufen vor dem Bahnhof, denn die Lokalitäten waren um diese Stunde geschlossen.“

Man war in Sicherheit. Trotzdem meinten die Ehemänner, noch einmal nach Teplitz zurückfahren zu müssen. Sie erkannten nicht, welcher Gefahr sie sich damit aussetzten:

„Nebenbei bemerkt, mein Mann fuhr noch in dieser Nacht zurück, weil er es unter seiner Würde fand, seinen Posten zu verlassen, weil dies lebensgefährlich geworden war. Komische männliche Ehrbegriffe! Übrigens auch Dr. Knöpfmacher fuhr zurück und sein 17jähriger Sohn war dann einige Monate im Lager Oranienburg, ohne dass die Eltern ein Wort von ihm erlangen konnten.“

Olga Keller erwähnt noch einmal die Hilfe Curth Hurrles. Für die Familie Neubauer transportiert er Mobiliar und Wertgegenstände nach Prag und setzt sich damit selber einer erheblichen Gefahr aus:

„Direktor Hurrle benahm sich weiter sehr freundschaftlich. Er brachte für Neubauers in seinem Wagen Teppiche und andere Wertgegenstände aus ihrer Wohnung, und diese Fahrten konnten ihn jedes Mal mehr als nur seine Stellung kosten. Darum sei ihm auch verziehen, dass er seine Lili hie und da ‚betrog‘, ich weiß eine entzückende Geschichte davon, die Ihnen gern einmalerzähle, wenn es Sie freut – Diskretion ist ein Unding geworden, wenn der eine in Palästina und der andere in Teplitz Theaterdirektor ist.“

Es folgen die Geschichten der Emigration des Ehepaares Keller sowie der ihrer Tochter sowie der Bericht über die Schwierigkeiten bei der Ausreise aus Prag und über die Ankunft in Bolivien[[9]](#footnote-9):

„Wir sind hier [in Bolivien] gelandet. Es ist uns nicht gelungen, unsere Möbel nach Prag zu schaffen, und was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Unser Kind ging mit einem Kindertransport nach England. Dann brach der Krieg aus, jede Möglichkeit der Verständigung und des Wiedersehens riss ab. So ein Satz schreibt sich leicht, versuchen Sie zu sehen, was dahinter ist. Dann das Visum nach Bolivien. Dann ein interessantes Intermezzo mit den deutschen Behörden – ich will Ihnen gerne auch das einmal schildern – und dann wurde unser ganzes Gepäck am Bahnhof beschlagnahmt, weil ‚zu geringe Abgaben dafür bezahlt worden waren‘. Es enthielt alles, was wir uns mit unserem letzten Gelde zur Auswanderung angeschafft hatten, aus Teplitz hatten wir nur die paar Sachen aus der Fluchtnacht. Wir fuhren ohne Gepäck, in einem kleinen Handkoffer nur zwei Pyjamas, einmal Wäsche zum Wechseln, ich ein Kleid und mein Mann noch einen Anzug, außer dem einen, den er am Leibe trug, was man halt so für drei Tage Genua ins Handgepäck genommen hatte, bevor man am Schiff seine großen Koffer auspacken kann. Und das ist auch das Einzige, was wir bis heute besitzen! Unsere Koffer wurden später freigegeben, nachdem unsere Verwandten unter großen Opfern viel dafür gezahlt hatten, um auf dem ‚Orazio‘[[10]](#footnote-10) verladen zu werden und unversichert mit ihm unterzugehen. (Versicherung musste in Dollars bezahlt werden, und das war unseren Leuten unmöglich.) Lieber Herr Jacob, Sie dürfen mir glauben, als ich diese Nachricht erfuhr, habe ich zum ersten Mal seit meiner Emigration von Herzen gelacht. Ich hatte mich schon damit abgefunden, ein armer Schlucker zu sein, und das Missgeschick mit unserer letzten Habe entbehrte nicht einer großen Komik.“

Die nachfolgende Passage ist charakteristisch für diesen Typus von Korrespondenz. Olga Keller ist glücklich, jetzt wieder mit ihrer Tochter vereint zu sein. Fasziniert berichtet sie über ihr Aufnahmeland, und etwas mokant spricht sie über die Mitemigranten. Dass die Emigration nach Bolivien für viele Flüchtlinge der einzig mögliche Ausweg war, weil ihnen die finanziellen Mittel und Kontakte zu einer Emigration in ein anderes Land fehlten, erwähnt sie nicht:

„Wir haben auch Glück gehabt in anderer Beziehung. Unser Kind kam mit dem letzten italienischen Schiff hierher – durch halb Europa und über zwei Meere war das Mädel allein gefahren, und ich nahm sie in Arica selig in Empfang.

Hier – von hier müsste ich Ihnen seitenlang erzählen, es ist ein sehr interessantes Land. Ein Land der Gegensätze, der sozialen, der landschaftlichen, der kulturellen. Indianer in Urtracht und Stromlinienautos, Tropen und Gletscher. Es wird Sie vielleicht interessieren, dass ich an einem Bolivienbuch schreibe, das von einem nordamerikanischen Verlag bestellt ist. Was wir sonst tun? Es ist uns noch nicht gelungen, unseren Lebensunterhalt zu verdienen, wir rühren den ganzen Tag in schmierigen Overalls Schmierseife und Soda und wohnen in einem Zimmer, von dem ich Ihnen auch gerne einmal berichten möchte. Das Einzige, das nicht gelitten hat, ist der Humor – immerhin habe ich zwei Paar Strümpfe, die ganz sind, und wenn ich mein Reisekostüm anziehe, sehe ich noch immer wie eine elegante Frau aus. Am meisten entbehrt man hier – außer Geld natürlich – Menschen, mit denen man reden könnte. Hierher ist der größte Powel der Emigration gegangen, Kleinbürger und Kleinstädter im Leben und in der Seele. Und Krämer – wir sind schon ein mieses Völkchen, unter uns gesagt! Daher tat es so gut, einen Ruf von Ihnen zu bekommen. Ich stehe übrigens mit vielen Freunden von einst in Verbindung, zum Beispiel mit Dr. [Rudolf] Keller vom *Prager Tagblatt*, der eine wahre Odyssee hinter sich hat, mit einem Hemd in der Aktentasche über die polnische Grenze geflüchtet, momentan in England, mehrere Berufungen an Universitäten in der Tasche und nach nirgends die Einreise.“

Der Brief schließt mit einer Entschuldigung:

„Ich schreibe heute zum ersten Mal auf einer neuen Maschine, die mir ein Bekannter geliehen hat, meine liegt bekanntlich auf dem Meeresboden, daher verzeihen sie die Tippfehler. Wenn sie mir eine Anregung geben können, wie ich mit ihr Geld verdienen könnte, wäre ich Ihnen sehr dankbar; es scheint die einzige Arbeit zu sein, zu der ich wirklich befähigt bin.“

Es folgt noch ein Nachsatz, der Hinweis auf den Verbleib eines Teplitzer Schauspielers, von Ernst Wurmser:

„Wurmser ist in Cochabamba u. hat dort eine Leihbücherei.“

Für Jacob ist die Information von Bedeutung. Er engagiert Wurmser für sein Theater in Buenos Aires.

Am 9. Oktober 1941 erhält Jacob einen weiteren Brief von Olga Keller. Es hat ein Wechsel des Aufenthaltsortes stattgefunden. Aber nicht nur dies – die gesamte Lebenssituation hat sich grundsätzlich verändert:

„Wir leben nicht mehr in La Paz, sondern in Ururo, der größten Minenstadt dieses seltsamen Landes. Man könnte hier manchmal denken, man wäre in U.S.A., soviel englisch hört man, es sind die vielen Ingenieure von den Minen. Was wir hier tun? Nun, – mein Mann liest hier an der Universität Finanzwissenschaft und Banktechnik. Vom Seifensieder zum Universitätsprofessor – wir haben unser südamerikanisches Märchen erlebt.“

Dann fällt der Satz:

„Die Freundschaften der Emigration sind anders als die des Lebens, das wir verlassen haben.“

Er ist aufschlussreich ein Schlüssel für das Verständnis des Exils: Man kann nur überleben, weil man mit der Unterstützung durch Freunde rechnen kann. Für Olga Keller heißt das: Der intellektuelle Austausch ist unerlässlich: Man möchte wieder einmal mit Menschen sprechen, die „keine Würstel verkaufen oder Minenschuhe handeln“. – Olga Kellers Briefe an P. Walter Jacob sind das Zeugnisse eines schier unglaublichen Lebensmuts und einer immensen Zuversicht, trotz aller Schwierigkeiten imstande zu sein, die Misere des Exils letztendlich zu meistern. Man muss um die Zukunft kämpfen, denn: Wer kapituliert, sein Leben aufgibt, den Glauben an die Zukunft verliert, der gibt Hitler Recht.

**\***

Anna Maria Jokl ist unter Psychologen und Psychotherapeuten eine bekannte Persönlichkeit. Die Literaturwissenschaft hat sich mit ihr dagegen bislang nur wenig befasst.[[11]](#footnote-11) Sie wurde 1911 in Wien geboren. 1927 siedelte sie nach Berlin über, besuchte zwischen 1929 und 1932 dort die Piscator-(Schauspiel-)Schule, arbeitete an der Rundfunkversuchsstelle im Bereich „Drama“, der späteren Hörspielabteilung des Berliner Senders, und war daneben auch Sprecherin und Autorin für den Deutschlandsender. Die Titel ihrer experimentellen Sendungen und Hörspiele verweisen bereits auf die späteren Kinderbücher: *Blitzlicht auf Szene 13*, *Hexe?,* *Hans und Paul wolle Tscheljuskin retten*. Nach dem Hörspiel *Blitzlicht auf Szene 13* wurde 1932 ein Film mit dem Titel *Tratsch* gedreht. Sie schrieb Filmskripte, arbeitete für die renommierte *Vossische Zeitung* und für die Ufa als Dramaturgin. – 1933 emigrierte Anna Maria Jokl in die Č.S.R. Sie war als freie Journalistin für die tschechische Presse tätig, u.a. für das *Prager Tagblatt* und den *Prager Börsenkurier*. Sie beteiligte sich an der Arbeit des Bert-Brecht-Clubs, einer von Wieland Herzfelde und F.C. Weiskopf gegründeten Vereinigung der in die Č.S.R. geflüchteten deutschen Schriftsteller und Publizisten.

Im April 1939, bei Einmarsch der deutschen Truppen, flüchtete Anna Maria Jokl zu Fuß über die Grenze nach Polen und mit Unterstützung des britischen Czech Trust Fund weiter nach Großbritannien. Von 1941 bis 1945 leitete sie die künstlerischen Aktivitäten des „Czech Trust Fund Hostel“ in der Canterbury Hall in London. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich durch Arbeit in einer Lederwarenfabrik. Sie schrieb Texte für die Revuen des Freien Deutschen Kulturbundes und Skripte für das Kindertheater. Eine dieser Revuen, die von der Gruppe „Young Czechoslowakia“ aufgeführt wurde, trug den bezeichnenden Titel *Where do you come from?* [[12]](#footnote-12)

 Nach dem Kriege absolvierte Anna Maria Jokl in London eine psychoanalytische Ausbildung, die sie 1948/49 am Zürcher Institut von C. G. Jung fortsetzte. 1949 ging sie aus Anlass der Verfilmung ihres Kinderbuches *Die Perlmutterfarbe* durch die Defa nach Ostberlin. Nach zwei Monaten Aufenthalt wurde sie ausgewiesen – offensichtlich im Zusammenhang der im Zuge des Prager Slansky-Prozesses initiierten Kampagne gegen die „jüdische Westemigration“. Die Verfilmung wurde abgebrochen, die Verlagsverträge storniert. Von 1950 bis 1965 arbeitete Anna Maria Jokl dann als Psychotherapeutin am Jüdischen Krankenhaus in Westberlin und an anderen Kliniken; sie war Lektorin, Rundfunksprecherin und Mitglied des Rundfunkrates des SFB. 1965 ging sie nach Israel. Sie starb am 21. Oktober 2001 in Jerusalem.

Anders als Olga Keller verließ Anna Maria Jokl die Tschechoslowakei nach der deutschen Besetzung auf illegalem Wege. Über den Verlauf dieser spektakulären Flucht berichtet sie in der Neuauflage ihres Buches *Die Perlmutterfarbe*[[13]](#footnote-13):

„Ich schrieb *Die Perlmutterfarbe. Ein Kinderroman für fast alle Leute* vor mehr als 50 Jahren, 1937, als junge Schriftstellerin in Prag, um die Folgen zu schildern, die überhebliches Machtstreben mit Hilfe von Lügen und Tricks ergeben können und die nur durch ehrlichen gemeinsamen Kampf überwunden werden können. 1933 war ich aus dem nationalsozialistisch gewordenen Berlin nach Prag geflüchtet und hatte die Gefährlichkeit der Weiterentwicklung gespürt. Das Buch – mein zweites – konnte nicht mehr erscheinen, weil am 15. März 1939 die Nazis die Tschechoslowakei besetzten. Von einer tschechischen Polizistenfrau gewarnt, flüchtete ich zeitig morgens in die Französische Botschaft und bat, wie viele andere, um Asyl. Als sich nach zwei Wochen die Möglichkeit zur Flucht über die polnische Grenze ergab, ließ ich das Manuskript des Buchs in der Obhut zweier tschechischer Dienstmädchen dort, Anička und Manička, nahm nur eine Tasche mit etwas Wäsche und einen Pullover mit, kaufte vom letzten Geld die Fahrkarte zu einem kleinen Ort nahe der Grenze und ging die Landstraße zu dem Dorf, wo Grenzführer warten sollten. Einer Intuition folgend hatte ich noch in Prag einen Trauerflor an den rechten Mantelärmel geheftet – in Europa das Zeichen für einen Trauerfall in der Familie – denn damals, Anfang 1939, hatte man noch Scheu vor ‚Trauernden‘, und ich wurde wirklich nicht von Posten angehalten. Fand im Dorf das beschriebene Bauernhaus mit zwei einsilbigen Bauernburschen und drei mir unbekannten Emigranten. Als es dunkelte, sagten die Burschen ‚Los‘, erlaubten aber nicht, die Tasche mitzunehmen – sie würde hindern, wenn wir laufen müßten und gingen in die mondlose Osternacht hinaus. Es hatte angefangen, stark zu regnen, so daß wir bald bis auf die Haut durchnäßt waren, aber es war eine laue Frühlingsnacht. Man war schon weit durch offenes Land gegangen, als die Burschen an einem Gebüsch Halt machten. Man mußte warten. Wir warteten schweigend, eine Viertel-, eine halbe Stunde. Da [hörte] ich, wie einer sagte: ‚Wo bleibt Josef?‘ und der zweite ‚Lassen wir sie stehen?‘ Meine Mitgänger – sie verstanden nicht Tschechisch, das ich in Prag aufgepickt hatte – ahnten nichts von dem Abgrund, der sich auftat. Da aber kam Josef, ein tschechischer Bauer, der große Grenzschmuggler, und die Burschen blieben zurück, als er die Führung übernahm, mit schweigender Autorität. Wir folgten ihm in der stockdunklen Nacht, gehend, manchmal laufend, über frischgeackerte Felder, die der weiter strömende Regen in Schlamm verwandelt hatte, gerieten einmal in den weithin kreisenden Lichtkegel eines Scheinweinwerfers und langten schließlich nach einigen Stunden bei einer steinernen Bauernkate an. Dem einzigen Haus an der Landstraße, Josef schob uns durch die Eingangstüre in den großen Raum drinnen. Nun müßte man warten, bis die SS-Patrouille vorüber sei. […] Während wir warteten, erzählte ich Josef von dem Aufenthalt in der Französischen Botschaft, von den beiden braven Dienstmädchen, Anička und Manička, dann fragte Josef, ob es mir leid täte, in Prag alles zurückgelassen zu haben und ich sagte, aber nein, die paar alten Möbel, die paar Kleider – leid täte es mir nur um ein Manuskript, ein Buch, das ich eben geschrieben hatte.

Da näherte sich von weither der Schein einer starken Taschenlampe, filterte durch das kleine verhangene Fenster gegenüber dem Eingang, dann hörte man Stimmen direkt vor dem Haus. Wortlos schaute ich auf Josef. Er saß unbeweglich, gespannt wie eine Feder, die Hand in der rechten Hosentasche auf die Eingangstür gerichtet, und ich begriff, er würde die SS über den Haufen schießen, sollten sie hereinkommen, doch sie gingen weiter, hatten sich anscheinend nur für einen Moment vor dem Regen untergestellt. Die schlaftrunkenen Mitgänger wurden geweckt – zum zweiten Mal waren sie unwissend tödlicher Gefahr entgangen –, zweihundert Meter hinter dem Haus verlief die Grenze, ein breiter Bach, den wir durchwateten. Wir waren in Polen.

Ich erinnere mich nicht, wie viele Stunden wir noch weitergingen, wann Josef uns jemandem anderen übergab, wir in einem Bauernhaus schliefen, am nächsten Tag irgendwie weiterreisten und schließlich im polnischen Kattowitz landeten, untergebracht in einem großen Schlafsaal der Polizei, der sonst für arrestierte Betrunkene und Prostituierte diente, jetzt für hunderte Flüchtlinge, die auf ihre angekündigten Visen aus London warteten und darum unter dem Schutz des britischen Konsulats in Kattowitz standen. Manchmal gab es etwas zu essen – die jüdische Gemeinde tat ihr beschränktes Bestes, für Juden wie Nichtjuden gleichermaßen – an den Wänden des Schafsaals krochen Läuse, man wusch sich und die einzige Wäsche am Leibe mit kaltem Wasser und ohne Seife an einer der zehn rostigen Waschschüsseln und wartete auf die Visen.

Nach ungefähr zwei Wochen sagte mir die Lagerleitung, jemand erwarte mich in einem nahegelegenen Kaffeehaus. Es schien mysteriös, aber die Wirklichkeit war noch mysteriöser: Im Kaffeehaus saß Josef, der Schmuggler, sagte ‚da hast Du‘ und hielt mir ein Paket in altes Zeitungspapier gewickelt entgegen Es war mein Manuskript der *Perlmutterfarbe.*

Josef hatte anscheinend gut zugehört in jenen gefährlichen Nachtstunden an der Grenze; und als er – vermutlich ein großer Mann auf dem Schmuggelgebiet – in Prag zu tun hatte, war er zur Französischen Botschaft gegangen, hatte dem Portier gesagt, er sei der Onkel von Anička, der er, herbeigerufen, ins Ohr flüsterte, er käme von mir, worauf sie sofort [hin]einging und ihm das Manuskript übergab, das er bei nächster Gelegenheit mit über die Grenz schmuggelte. Er wußte, daß ich nichts besaß, um solch Unbelohnbares zu belohnen. Wieso hatte er es getan, warum?

‚Ich führe viele über die Grenze‘, antwortete er darauf, damals in dem Kattowitzer Kaffeehaus, ‚und die meisten jammern, was sie alles zurückgelassen haben. Du hast nicht gejammert. Dir war nur leid um ein Buch, das Du geschrieben hast. Das hat mir gefallen.‘

Es gibt im Jüdischen eine Tradition, wonach die Welt erhalten wird um 36 Gerechter willen, die unerkannt unter uns leben. Ich glaube, daß der tschechische Schmuggler Josef vielleicht einer dieser Gerechten war; oder ein Mensch in seiner großen Stunde.“

Die Geschichte von Anna Maria Jokls abenteuerlicher Flucht ist zugleich auch das bewegende Porträt eines selbstlosen Helfers. Jokl hat *Die Perlmutterfarbe* Josef, dem „edlen Schmuggler“ gewidmet. Dass Anna Maria Jokl Josef den „36 Gerechten“ zuordnet, ist nur zu verständlich.

 *Die Perlmutterfarbe* ist ein Kinderbuch. Kinderbücher entstanden im Exil in großer Zahl – es war ein marktgängiges Genre. *Die Perlmutterfarbe* unterscheidet sich jedoch von der Mehrzahl dieser Bücher durch seine politisch-didaktische Ausrichtung. Das Thema ist der Konflikt zweier Schulklassen. In der Folge dieses Konflikts verwandeln sich diese Klassen in rivalisierende, gegeneinander intrigierende Cliquen und Machtkartelle. Das Buch ist eine sozialpsychologische Studie über Gruppenbildungen und über die Konfliktpotentiale, die mit der der Gruppenbildung einhergehenden Rivalität entstehen. Implizit wird damit ein umfassenderes Thema aufgegriffen: die Konfliktlage zwischen der tschechischen und der deutschen Bevölkerungsgruppe in der Tschechoslowakei. *Die Perlmutterfarbe* ist ein unterhaltsames Lehrbuch der Erziehung zu Selbständigkeit und reflektierender Konfliktlösung.

 Die Ausgangssituation ist denkbar einfach und typisch für Jugendliche der Altersstufe von 13 bis 14 Jahren. Zuerst werden die Akteure vorgestellt, anschließend die sich scheinbar zufällig entwickelnde Problemlage. Zwei Parallelklassen eines Gymnasiums, die „A“- und die „B“-Klasse, befinden sich nebeneinander in derselben Biegung eines Flures, und selbstverständlich grenzen sich diese Klassen voneinander ab, indem sie sich wechselseitig mit mehr oder weniger abfälligen Bemerkungen: „naja, die As“ oder „naja, die Bs“, bedenken. Natürlich sind auch Freundschaften über die Klassengrenzen hinweg vorhanden, allerdings heben die individuellen Freundschaften die generelle wechselseitige Abgrenzung keineswegs auf. Anna Maria Jokl greift also auf eine alltägliche, allgemein bekannte Ausgangssituation zurück.

 Diese Ausgangssituation ändert sich durch eine Koppelung verschiedener Zufälle. In der A-Klasse ereignet sich eine Reihe von Vorkommnissen, bei denen es sich um eine Kumulation von Versehen oder Fehlleistungen handelt: Mal verschwindet ein Bleistift, mal ein Zeichenheft. Typisch für die Altersstufe ist, dass sofort großspurig von „Diebstählen“ gesprochen wird, obwohl es sich auch um unabsichtliche Vorkommnisse handeln könnte. Gewichtiger ist bereits ein zweites Ereignis: Alexander nimmt Karli, einem B-Schüler, in der Pause ein Buch aus der Hand, für das er sich interessiert – im Grunde nur eine törichte Willkürgeste, die Alexanders Mentalität gar nicht entspricht: eine altersbedingte Dummheit. Dann aber reiht sich ein Missgeschick an das andere: Alexander steckt zufällig auch ein Fläschchen ein, das eine spektakuläre Farbmischung enthält, eben die „Perlmutterfarbe“. Diese Farbe läuft über das entwendete Buch aus und verunziert mehrere Seiten. Um seine Tat, die ihm aus vielerlei Gründen peinlich ist, „ungeschehen“ zu machen, stopft Alexander in Panik das Buch in den Ofen, und statt den Vorfall zumindest im Nachhinein dem Geschädigte, dem „B-Karli“, zu beichten und zu versuchen, eine Lösung des Problems, das sich nunmehr stellt, herbeizuführen, leugnet Alexander ab, dass er Karli das Buch überhaupt weggenommen hat. Doch das Problem spitzt sich weiter zu. Für ihn überraschend wird er bei der Lüge von einem Mitschüler, dem „langen Gruber“, unterstützt – einem Mitschüler, den Alexander an sich nicht mag, weil er feige und opportunistisch ist. Gruber, der den Vorgang genau beobachtet hat, unterstützt nicht Karli, den Geschädigten, sondern Alexander. Damit aber gerät Alexander in die Abhängigkeit von Gruber.

 Das Motiv für Grubers Verhalten liegt auf der Hand. Gruber, der in der Klasse keinen Rückhalt besitzt, will Alexander, der in der Klasse über Autorität verfügt, in die Hand bekommen, um auf diese Weise die klasseninterne Hierarchie auf den Kopf zu stellen. Den dafür erforderlichen Anhang verschafft er sich, indem er die „Bs“ beschuldigt, für das Verschwinden der vermissten Gegenstände verantwortlich zu sein. Die Beschuldigung löst unter den Schülern der A-Klasse eine Solidarisierungswelle aus und, damit verbunden, eine Verstärkung der Abgrenzung gegenüber der B-Klasse. Sofort bekommt die bislang vergleichswese harmlose, weil situativ bedingte Rivalität der beiden Klassen einen Anstrich von Feindschaft. Gefährlich wird das, weil indirekt damit eine moralische Verdächtigung – des Diebstahls bzw. der Kaschierung eines Diebstahls – verbunden ist. Die Parallelklasse ist also nicht bloß „anders“ strukturiert – sie handelt auch „unmoralisch“, während man selber „im Recht“ ist. – Alexander wird während dieser gesamten Entwicklung von Gewissensbissen geplagt, schweigt aber. Übrigens schweigt auch der „B-Karli“, weil es für ihn irgendwie nicht fassbar ist, dass Alexander, der „bislang immer ein anständiger Kerl“ war, wie Karli denkt, ihm ohne Grund das Buch entwendet hat und jetzt sogar abstreitet, das Buch in seine Hände genommen zu haben.

 Die Lage gestaltet sich noch komplexer, indem einzelne Schüler und sogar eines der beiden Mädchen, die es in der Klasse gibt, Lotte, sich weigern, sich diesen Verdächtigungen anzuschließen. Besonders ein Junge mit dem Spitznamen „Maulwurf“ widersetzt sich. Maulwurf ist der Freund von Alexander. Diese Freundschaft geht durch den Ablauf der Ereignisse in die Brüche. Er schlägt stattdessen vor, eine Delegation in die B-Klasse zu schicken, damit man den Vorgang klärt. So geschieht es dann auch, und im Prinzip wird – im Verlaufe eines sehr imponierenden Prozesses – der Sachverhalt auch tatsächlich geklärt. Parallel dazu hat aber Gruber den Konflikt weiter zugespitzt. Er und sein Anhang bilden eine eigene Formation innerhalb der Klasse, die ELD-SA, eine Abkürzung für „Es lebe die stolze A“. – Die Verwendung der Namen und Abkürzungen durch die Autorin Anna Maria Jokl geschieht natürlich mit klarer Absicht. „ELD-SA“ verweist unmissverständlich auf „SA“, und der Name „Gruber“ dürfte als Abbreviatur auf den Namen hinweisen, den Hitler als Kind getragen hatte: „Schicklgruber“.

 Die Entwicklung nimmt allmählich immer bedrohlichere Züge an. Die Lehrer halten sich auf den ersten Blick gänzlich zurück. Sie scheinen schließlich sogar einen völlig untunlichen Versuch zu machen, den Konflikt durch einen gemeinsamen Ausflug der Klassen A und B entschärfen zu wollen. In Wahrheit gehen sie jedoch davon aus, dass der Konflikt sich selber auflösen wird. Tatsächlich kulminieren die Aggressionen zwischen den Gruppen auf dem Ausflug. Der begleitende Lehrer vermisst plötzlich seine Brieftasche, und zur Überraschung aller zieht sie der Maulwurf aus seinem Rucksack hervor. Der bislang so integre Maulwurf scheint diskreditiert. Doch die Brieftasche, das corpus delicti, ist dem Maulwurf untergeschoben worden, um ihn in den Augen seiner Anhänger zu kompromittieren. Dies wird erkennbar, als Alexander plötzlich einen Zettel in der Hand hält, der eine an den Maulwurf gerichtete Warnung vor den bevorstehenden Manipulationen, enthält. Alexander hatte es jedoch nicht gewagt, dem Maulwurf diese Warnung zukommen zu lassen. Unter dem Druck der Gewissensqualen, die ihn schon seit langem quälen, gesteht er seine Schuld – und damit auch seine Mitverantwortung für die Zuspitzung des Konflikts.

 Zum Schluss wird von den beiden Klassen über die Schuldigen Gericht gehalten, wobei das Verhalten aller Beteiligten detailliert erörtert wird. Es werden auch Urteile verkündet: dem intriganten Gruber, dem Manipulator, wird nahegelegt, die Schule zu verlassen; Alexander wird jedoch eine Bewährungschance eingeräumt. Dieses „Gericht“ ist ein demokratisches Verfahren. Sowohl die eigentliche Untersuchung des Gesamtvorgangs als auch die Urteilsfindung wird von den Schülern vorgenommen. Die Lehrer bleiben außenstehende Beobachter. Durch ihre Distanz geben sie zu erkennen, dass sie dem Urteilsvermögen der Jugendlichen vertrauen. Auf dieser Souveränität beruht ihre Autorität bei den Schülern.

Mehreres ist an diesem Buch erstaunlich und bemerkenswert. Überraschend ist einmal die Subtilität, mit der von der Autorin dem kindlichen Versagen und den typischen Versagensängsten nachgegangen wird. Der erwachsene Leser fühlt sich selber immer wieder an die Panik erinnert, die ihn in der eigenen Jugend überfiel, wenn Dinge sich unverhofft nicht so entwickelten wie erwartet, ebenso an die eigene Neigung, unliebsame Sachverhalte dadurch ungeschehen zu machen, dass man die betreffenden, beschädigten Gegenstände fortwarf oder an entlegenem Ort versteckte. Ebenso erkennt man die völlig unverhältnismäßige Bedeutung wieder, die man in der eigenen Jugend den trivialen, banalen Ereignissen des schulischen Alltags zugemessen hat – wie etwa dem Verschwinden eines Bleistifts oder der – vermeintlichen oder tatsächlichen – Brüskierung durch einen Schulkameraden.

 Durch diese Details beweist Anna Maria Jokl ihr subtiles Gespür für charakteristische Verhaltensweisen von Jugendlichen dieser Altersstufe. Diese Subtilität macht den Roman für Erwachsene bisweilen zwar schwer lesbar, da sich ihr Lese- und Rezeptionsverhalten von dem Jugendlicher unterscheidet, aber es ist gut vorstellbar, dass Kinder dieser Altersstufe das mikroskopisch genau nachgezeichnete Feld verschiedenartiger Empfindlichkeiten und Rivalitäten als ihnen außerordentlich adäquat empfinden. Sie fühlen sich als selbständig agierende Individuen ernstgenommen. Ohne dass dies ausgesprochen wird, wird erkennbar, dass das eigentliche Movens, das das Verhalten im Einzelfall steuert, in vielen Fällen das Gefühl ist, von den Mitschülern als Person nicht angemessen respektiert zu werden. Weil man sich zurückgesetzt fühlt, rebelliert man, wechselt man die Gruppe oder beginnt, gegen Rivalen oder Rivalinnen Intrigen zu spinnen. Wachsen die Konflikte über das übliche Maß an, baut sich ein Gefahrenpotential auf, das dann die charakterlichen Grundstrukturen zu tangieren beginnt und möglicherweise Fehlleistungen auslöst, die Schuldvorwürfe oder aber auch Schuldverdrängungen, Überkompensationen wie gesteigerte Aggressionsakte zur Folge haben.

 Bemerkenswert ist, dass im Zentrum des Romans – gleichsam als roter Faden – das „natürliche Rechtsgefühl“, verbunden mit dem Empfinden für Fairness und Takt, steht. Niemand soll gedemütigt werden, jeder zu seinem Recht kommen. Vorschnell geäußerte Beschuldigungen verletzen, deshalb muss ein Verdacht immer behutsam geäußert werden. Man muss „freundlich und rücksichtsvoll“ miteinander umgehen. Insofern handelt es sich hier bei dem Roman um einen Beitrag „über das friedliche, zivile Zusammenleben der Menschen“. – Interessant ist auch der erzähltechnische Perspektivenwechsel, der sich im Roman vollzieht. Die Erzählung beginnt, indem sich der Leser in die Problemlage Alexanders einfühlt und dessen Versagen nachvollzieht. Unter der Hand wechselt dann der Standpunkt, und nun treten die Problemlagen seines Freundes, des Maulwurfs, dem Leser deutlicher ins Bewusstsein. Der Maulwurf weiß keineswegs immer den richtigen Weg. Alexander war sein Freund, aber er muss sich jetzt von ihm distanzieren. Der Maulwurf sieht auch die Risiken und die Gefahren des Scheiterns, die mit seinem Engagement verbunden sind. Wenn er scheitert, dann müsste er selber die Klasse verlassen. Trotzdem nimmt er das Risiko in Kauf und beginnt die Auseinandersetzung: eben weil es hier „um das Recht“ geht.

All diese Sachverhalte haben einen klaren, nicht zu übersehenden Bezug zur Situation der Tschechoslowakei während der 1930er Jahre. Die Tschechoslowakei, ein Staat, der nur zwischen 1919 und 1938 Bestand hatte, dann an der außenpolitischen, *von Deutschland* ausgehenden Bedrohung wie an den innenpolitischen Konflikten zugrunde ging, *war ein Mehrvölkerstaat* – mit zwei Staatsvölkern: den Tschechen und den Slowaken, die politisch-historisch in jeweils unterschiedlichen Tradition verankert waren, dazu mit einer starken deutschen und einer nicht unbeträchtlichen polnischen und ungarischen Minderheit. Dieser Staat konnte nur existieren, wenn jede dieser Gruppen auf die jeweils anderen Gruppen Rücksicht nahm. Der junge tschechoslowakische Staat befand sich jedoch innenpolitisch von Anfang an in einem problematischen Ungleichgewicht, da mit der Errichtung des tschechoslowakischen Gesamtstaates die „alten“ (deutschsprachigen) Eliten in ihrer traditionellen Führungsstellung beschnitten worden waren. Diese Machtverschiebung äußerte sich u.a. in einem vehementen Kulturkampf: einem Konflikt um die Theater der jeweiligen Bevölkerungsgruppe, um die Universitäten und um andere Institutionen des öffentlich-kulturellen Lebens. Die tatsächliche oder vermeintliche „Zurücksetzung“ hatte Ressentiments und entsprechende Aggressionen zur Folge. Wurde aus der ursprünglich deutschsprachigen Prager Universität eine tschechischsprachige, so empfand man diesen Wechsel – je nach Perspektive – als „Recht“ oder als „Unrecht“. Entsprechend entwickelten sich die speziellen politischen Schuldzuweisungen. Als schließlich die Sudetendeutsche Partei von Konrad Henlein auch noch den „Anschluss“ an das Dritte Reich verlangte, wurde der latente Konflikt zum offenen, der Nationalitätenkonflikt zum aktuell politischen.

 Diese Entwicklung entsprach nicht dem Geiste, aus dem heraus die Tschechoslowakei gegründet worden war. Ihr Präsident, Masaryk, war als „Philosoph“, als „Intellektueller“, an die Regierung gekommen. Er war das Symbol für den *Ausgleich*, nicht für den Konflikt der Nationen. Ein Teil dieses demokratischen Geistes lebt in Anna Maria Jokls Buch weiter. Es ist in diesem Sinne eine Hommage an den – ursprünglich – auf Toleranz und Demokratie ausgerichteten Geist der tschechoslowakischen Republik. – Ich hätte Schwierigkeiten, einen zweiten Text der Exilliteratur anzuführen, der so klar aktuelle politische Probleme anspricht wie *Die Perlmutterfarbe* und der zugleich diese Probleme in einen gruppen- und jugendpsychologisch so subtil und luzide ausgeleuchteten, allgemeinverständlichen Rahmen stellt.

1. Die am stärksten detailbezogene Schilderung der Flucht aus der Tschechoslowakei vermittelt Hans-Albert Walter. Vgl. Hans-Albert Walter: *Deutsche Exilliteratur 1933 – 1950.* Bd. 2: *Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis.* Stuttgart 1984, S. 19 – 52. Noch immer lesenswert ist die Darstellung von Kurt R. Grossmann: *Emigration.* Geschichte der Hitler-Flüchtlinge 1933 – 1945. Frankfurt a.M. 1969, darin das Kap. 12 „München 1938 – Prag 1939“ (S. 125 – 149). [↑](#footnote-ref-1)
2. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür ist die Korrespondenz der ehemaligen Mitglieder des Stadttheaters von Teplitz-Schönau. Dieser Briefwechsel ist vollständig erhalten geblieben. Vgl. *Reunion der Überlebenden.* P. Walter Jacobs Korrespondenz mit Freunden und Kollegen 1939 – 1949. Hrsg. von Frithjof Trapp, Nicola Lange, Andreas Löhrer (u.anderen). Hamburg 205 (Schriftenreihe des P. Walter Jacob-Archivs, Bd. 12). [↑](#footnote-ref-2)
3. Die entsprechende Motivation zum „Widerstand“ wurde wiederholt formuliert. Konrad Reisner, eine Zentralgestalt im Kampf um die Befreiung Carl von Ossietzkys, antwortete z.B. auf eine entsprechende Frage in einem an mich gerichteten Brief vom 15. Mai 1987: „Was uns dazu antrieb, uns für Carl von Ossietzky einzusetzen? […] Wir wollten einen mutigen und in jeder Weise ausgezeichneten Mann, wenn möglich, vor dem Tode retten. […] Zweitens, es war eine unglaubliche Chance, den verhaßten, verfluchten Verbrechern, die unser Land in Besitz genommen hatten, eine schallende Ohrfeige zu versetzten. […]“. – In: Frithjof Trapp, Knut Bergmann, Bettina Herre: *Carl von Ossietzky und das politische Exil.* Die Arbeit des ‚Freundeskreises Carl von Ossietzky‘ in den Jahren 1933 – 1936. Hamburg 1988, S. V. [↑](#footnote-ref-3)
4. Darauf deuten mangels genauerer Kenntnisse zur Indizien hin. Im Briefwechsel mit Jacob wird z.B. der Name von Arne Laurin erwähnt. Laurin war vor 1938 Chefredakteur des inoffiziellen Prager Regierungsblattes, der *Prager Presse*, und nach seiner Flucht Beamter im tschechischen Exilkonsulat in New York. Dr. Rudolf Keller, den Olga Keller ebenfalls erwähnt, bzw. Kellers Familie waren Mehrheitsbesitzer mehrerer deutschsprachiger Zeitrungen in der Tschechoslowakei, so vor allem des wichtigen *Prager Tagblatts.* Bei einer weiteren Person: Dr. Riethof (Reethof), handelt es sich um einen namhaften Wissenschaftler. Zu seiner Biografie vgl. das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration.* [↑](#footnote-ref-4)
5. In Jacobs Briefwechsel mit den Kolleginnen und Kollegen aus Teplitz tauchen diese Namen noch mehrfach auf, so dass die unterschiedlichen Emigrationswege erkennbar werden: Dr. Neubauer und seine Frau gelang die Flucht nach Palästina, Irma Gütig, ein weiteres Mitglied dieses Kreises, floh zusammen mit ihrem Mann nach Großbritannien. Dort arbeitete sie, eine ausgebildete Ärztin, zunächst als Lazaretthelferin, da ihr Examen in Großbritannien nicht anerkannt wurde, nach Wiederholung des Examens dann wieder in ihrem eigentlichen Beruf. – Zu Details vgl. *Reunion der Überlebenden*, S. 19 u.a. [↑](#footnote-ref-5)
6. Für die Einreise nach Bolivien war das Visum vergleichsweise leicht zu erhalten. Vgl. den Artikel „Bolivien“ in *PHILO-Atlas.* Handbuch für die jüdische Auswanderung. Reprint der Ausgabe von 1938. Bodenheim bei Mainz o.J. [↑](#footnote-ref-6)
7. Curth Hurrle war Intendant (Pächter) des Neuen Stadttheaters in Teplitz-Schönau, ab Oktober 1946 Staatstheaterintendant der Bayerischen Staatsoperette in München und später einer der Vizepräsi9denten des Deutschen Bühnenvereins. Hurrle kooperierte während seiner Intendanz in Teplitz mit dem NS-Propagandaministerium. Dieses Faktum war den Korrespondenzpartnern nicht bekannt. [↑](#footnote-ref-7)
8. Durch den Telefonanruf wurde Hurrle vermutlich von Seiten der Henlein-Organisation über den bevorstehenden deutschen Einmarsch informiert. [↑](#footnote-ref-8)
9. Für die Einreise nach Bolivien war das Visum vergleichsweise leicht zu erhalten. Vgl. den Artikel „Bolivien“ in *PHILO-Atlas.* Handbuch für die jüdische Auswanderung. Reprint der Ausgabe von 1938. Bodenheim bei Mainz o.J. [↑](#footnote-ref-9)
10. Die „Orazio“, ein italienischer Passagierdampfer auf der Linie Genua – Valparaiso, geriet am 20. Januar 1940 vor Toulon aus ungeklärten Ursachen in Brand und ging unter; 114 Personen fanden dabei den Tod. [↑](#footnote-ref-10)
11. Eine Orientierung vermitteln der Essay von Itta Shedletzky: *Die wirklichen Wunder der Anna Maria Jokl.* – In: Anna Maria Jokl: *Aus sechs Leben.* Berlin 2011, S. 249 – 266, das Nachwort von Jennifer Tharr, a.a.O., S. 267 – 291, sowie der Aufsatz von Jennifer Tharr: „ohne Ansehen der Person“ – Anna Maria Jokls autobiografische Poetik der ‚wirklichen Begegnung‘“. – In: *Exil* 31 (2011), H. 2, S. 20 – 32. [↑](#footnote-ref-11)
12. Zu den theatergeschichtlichen Informationen vgl. den entsprechenden Artikel im *Handbuch des deutschsprachigen Exiltheaters*, Bd. 2. [↑](#footnote-ref-12)
13. Anna Maria Jokl: *Die Perlmutterfarbe. Ein Kinderroman für fast alle Leute.* Frankfurt a.M. 1992, S. 7 – 10. [↑](#footnote-ref-13)